

# Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **38 (1981)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Buchbesprechungen

ANDRES FURGER-GUNTI: *Die Ausgrabungen im Basler Münster I. Die spät-keltische und augusteische Zeit (1. Jahrhundert v. Chr.)*. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 6 (= Untersuchungen zur spätkeltischen-frühromischen Übergangszeit in Basel, Band 1). (Habegger-Verlag, Dendingen/Solothurn 1979.) 313 S., 67 Abb., 43 Tafeln, 6 Beilagen.

Waren für den Beginn der Erforschung der spätkeltischen Oppidazivilisation die Untersuchungen auf dem Mont-Beuvray und dem Hradischt von Stradonitz wegweisend, so stehen heute die Ausgrabungen in Manching und Basel im Mittelpunkt der Forschung. In dem einen Falle erwartet man von einer großflächigen Grabung mit einer enormen Fülle an Fundmaterial weiterführende Ergebnisse, in dem anderen Falle von der Gegenüberstellung zweier räumlich benachbarter Siedlungen, der offenen Siedlung Basel-Gasfabrik und der befestigten Siedlung Basel-Münsterhügel. Während das Oppidum im Bereich der alten Gasfabrik seit langem bekannt ist, wurde die spätkeltische Besiedlung des Münsterhügels erst im Jahre 1971 durch die Entdeckung eines Murus gallicus nachgewiesen. Somit ist es als besonders günstiger Umstand zu werten, daß sich bereits wenig später bei den während der Renovierungsarbeiten im Inneren des Basler Münsters durchgeführten Ausgrabungen ein Grabungsteam speziell mit der Erforschung der vormittelalterlichen Befunde beschäftigen konnte. Man erhoffte sich durch die Grabungen insbesondere nähere Aufschlüsse zu der Frage nach dem chronologischen Verhältnis zwischen beiden keltischen Siedlungen Basels, zu der Frage nach dem Übergang vom spätkeltischen Oppidum zur frühromischen Militärlagerstätte und zu der Frage nach der Struktur des augusteischen Kastells. Die Ergebnisse der von Februar bis September 1974 unter Leitung von ANDRES FURGER-GUNTI durchgeführten Grabung bildeten die Grundlage seiner Dissertation, die er jetzt als ersten Band über die Ausgrabungen im Basler Münster vorgelegt hat. In Kürze soll ein zweiter, ebenfalls von ihm in Zusammenarbeit mit anderen Autoren verfaßter Band folgen, der sich speziell mit der «Römischen Zeit und dem Übergang zum Mittelalter» befaßt.

Am Beginn der Arbeit steht die ausführliche Darstellung des archäologischen Befundes, dessen Kernstück ein Schichtpaket ist, in dem fünf Schichten voneinander getrennt werden können: Die beiden unteren datieren in spätkeltische Zeit und sind durch eine Übergangsschicht mit den beiden oberen augusteischen verbunden. Es schließt sich die Vorlage des Fundmaterials (ohne Tierknochen) an. Von den mehr als 10000 Fundstücken war ein gutes Viertel stratifizierbar und damit besonders aussagekräftig. Unter den Kleinfunden verdienen für die keltische Zeit die Münzen und Fibeln – in die Untersuchung werden sämtliche bisher auf dem Münsterhügel gefundenen Fibeln einbezogen –, für die augusteische Zeit die Militärfunde – die ersten vom Münsterhügel – erhöhte Aufmerksamkeit. Bei der Masse des Fundmaterials, deren Vorlage und Analyse daher auch den größten Teil des Buches einnimmt, handelt es sich um Gefäßscherben, unter denen die Dolien, die Campana und schwarzpolierte Ware sowie die Amphoren für die Datierung der spätkeltischen und die Terra sigillata und die dünnwandigen Becher für die Datierung der frühromischen Schichten besonders wichtig sind. In den beiden abschließenden Kapiteln werden die Funde des Jahres 1974 in das Gesamtbild des Münsterhügels eingeordnet und wird die Frage ihrer historischen Interpretation angeschnitten. Bezüglich der oben umrissenen Fragestellungen bleibt festzuhalten, daß die beiden keltischen Siedlungen (Gasfabrik – Münsterhügel) – wie bereits vorher vermutet – zeitlich aufeinander folgen. Der Siedlungswechsel scheint bereits vor der Jahrhundertmitte erfolgt zu sein; die dafür ausschlaggebenden Ursachen bleiben jedoch ungeklärt. Das Ende der keltischen Siedlung auf dem Münsterhügel muß in Zusammenhang mit der römischen Okkupation, noch vor dem Jahr 15 v. Chr., gesehen werden. Eine Aussiedlung der Bewohner in die Colonia Raurica ist dabei nicht auszuschließen. Die Römer haben zunächst ein Auxiliarkastell errichtet, dessen Besetzung vermutlich aus dem Gebiet der Sequaner rekrutiert worden ist. Nach Abschluß des Alpenfeldzuges und bei der verminderten strategischen Bedeutung Basels

wurde die Besetzung reduziert und das Kastell in einen Straßenposten umgewandelt, der bis in nachchristliche Zeit bestand.

Nicht nur die Untersuchungen im Basler Münster und die damit verbundenen, zum Teil sicherlich überraschenden Ergebnisse, deren Auswirkungen auf die Forschung sich zurzeit noch nicht völlig abschätzen lassen, vermitteln neue Impulse, sondern auch der bei der Auswertung und Vorlage des Fundmaterials beschrittene methodische Weg. Hier sei vor allem das für die Funde aufgestellte Computerprogramm genannt, das hauptsächlich für die Auswertung der Keramik Anwendung fand, uns aber auch eine völlig neue Katalogkonzeption bescherte und auch für die Gestaltung des Tafelteils nicht ohne Auswirkung geblieben ist. Trotz vieler hilfreicher Erklärungen seitens des Verfassers hat es ein in «konventionellen Publikationen» verhafteter Leser bei der Lektüre des Buches nicht leicht. So muß er beispielsweise feststellen, daß die ihm bei der Beschreibung von Fundobjekten vertrauten Maßangaben – Länge, Breite, Höhe, Durchmesser – nicht in Erscheinung treten; bei den nichtkeramischen Funden sind sie durch die Angabe des Gewichts, bei den keramischen durch die Angabe der Flächengröße (OF-qcm = Oberfläche in Quadratzentimetern) ersetzt worden. Da hilft ihm auch der auf den Tafeln stets angegebene Maßstab nicht sehr viel weiter; wen die Maße eines Fundobjektes interessieren, der muß zum Lineal greifen und rechnen! Nicht so recht geglückt wirkt auch die Gegenüberstellung der Abbildungen 40 und 41: Die eine bringt auf der Grundlage der OF-qcm – die Berechnungsformel findet man nirgendwo angegeben – eine «Statistik der keramischen Funde», die andere, auf der Basis des Gewichtes, eine «Statistik der nichtkeramischen Funde in der Münster-Stratigraphie». Erstaunt kann man lesen, daß 3000 Scherben vom Münsterhügel eine Gesamtfläche von 82 174 qcm einnehmen (S. 72), 14 000 Keramikfunde von der Gasfabrik aber nur eine Fläche von 60 000 qcm (S. 73). Sind die Scherben der Gasfabrik tatsächlich in aller Regel nur daumennagelgroß, oder sollte sich hier ein Druckfehler eingeschlichen haben, wie denn ja auch die Tabellen in den Abbildungen 42 und 49 vertauscht worden sind und so ebenfalls zu Verständigungsschwierigkeiten beitragen?

Diese Bemerkungen können und sollen jedoch den Wert des Buches in keiner Weise schmälern. A. FURGER-GUNTI hat eine Arbeit vorgelegt, die nicht nur wichtige neue Forschungsergebnisse bringt, sondern auch eine Fülle von Anregungen in sich schließt; sie wird gewiß von jedem, der sich mit den entsprechenden Zeitabschnitten auseinandersetzen möchte, mit großem Gewinn benutzt werden.

Herbert Lorenz

*Das Rätische Museum – Ein Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte*. Text- und Bildredaktion von HANS ERB. Hg. und verlegt von der Stiftung Rätisches Museum, Chur 1979. 491 S., 469 Abb. und 158 Tafeln, 2 Karten.

1972 gab das Jubiläum zum 100jährigen Bestehen des Rätischen Museums dem damaligen Direktor den Anstoß, einen repräsentativen Bildband zu publizieren. Mit einiger Verzögerung erschien dieser im Herbst 1979. Er stellt nicht wie üblich ausgesuchte Prunkstücke in Wort und Bild vor, sondern sucht darüber hinaus die Kulturgeschichte des vielseitigen Berg- und Paßkantons anhand des Sammlungsgutes möglichst umfassend abzustecken. Die Aufgabe ist in 24 Kapitel eingeteilt und an 20 verschiedene Autoren vergeben worden. Um allen Einheimischen des Kantons entgegenzukommen, sind die Bildlegenden in den vier Landessprachen verfaßt. Diesen folgt zudem noch eine englische Übersetzung. Den Abhandlungen zu den einzelnen Kapiteln konnten aus Platzgründen nur je ein Résumé und ein Summary beigelegt werden.

Die Sammlung des Rätischen Museums umfaßt die mobilen Kulturschätze Graubündens aus der Urgeschichte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Untergebracht ist die umfassende Kollektion im barocken Palais des Freiherrn von Buol, der sein Haus 1675 am Rand der Churer Altstadt erbauen ließ. Wie in allen großen Museen liegt auch hier die Mehrzahl der Objekte

in den Studiensammlungen aufbewahrt, und nur ein kleiner Teil ist in den Schauräumen präsentiert. Das Konzept des vorliegenden Bandes sucht diesem Umstand entgegenzuwirken, indem ganze Sachgruppen vorgestellt werden. Stücke, die weniger durch ihr Aussehen als durch den ehemaligen Gebrauch interessieren, sind den Kapiteln als gezeichnete Illustrationen eingeschoben. Hier finden auch Vergleichsbeispiele aus anderen Sammlungen oder aus der Architektur ihren Platz. Metallmarken, Signaturen und Stempel sind in sorgfältigen schwarzen Umzeichnungen dem laufenden Text oder den Abbildungen beigelegt.

Je nach Thema und Bestand der erhaltenen Sachgüter gelingt es den Autoren, die Geschichte eines Kunsthandwerkes, seine lokale Produktion, die Importware sowie die Bedeutung der Objekte in Sitte und Brauch übersichtlich darzulegen. Dazu zählen die Kapitel «Waffen und Uniformen», «Glasgemälde», «Tafelsilber», «Zinngießerhandwerk», «Bündner Möbel», «Keramik-, Glas- und Lavezsteingewerbe» und «Volkstümliche Graphik und Malerei Graubündens». Allzuweit gefaßt sind die Titel «Kirchliche Kunst- und Kultgeräte», «Bündner Trachten» und «Textilien und Textilgerät». Hier zwingen die Fülle der Objekte und die Verschiedenheit von Herstellung und Gebrauch die Autoren zu langen Aufzählungen. Dies wird allerdings wettgemacht im Tafelteil, wo jedes Beispiel eine eigene Beschreibung erhält. Gemäß dem wissenschaftlichen Spezialgebiet der einzelnen Verfasser sind Sonderthemen wie «Bündner Fahnen» oder «Bündner Landschaften und Ansichten des 16.–19. Jahrhunderts» aufgegriffen und erschöpfend behandelt worden.

Da sich im ausgesprochenen Bauernkanton besonders vielfältige Utensilien für Viehzucht, Alpwesen, Milch-, Butter- und Käsewirtschaft erhalten haben, ist dem «Vorindustriellen Gerät der Land- und Hauswirtschaft» ein besonderes Kapitel eingeräumt. Es sind dies Gerätschaften, deren Funktion und Form während Jahrhunderten überliefert und spätestens in der Mitte unseres Jahrhunderts durch die moderne Technik verdrängt wurden. Vor dem als unbrauchbare Gegenstände mißachtet, besitzen diese Objekte seit neuerer Zeit Sammelwert und gelten heute – dem Gebrauch völlig entfremdet – als Raumzier und Renommierstück der städtischen Wohnung. Kaum anders geht es den Geräten der ehemals spezialisierten Kleinhandwerker. Diese werden im Kapitel «Handwerksgerät und primitiv mechanische Anlagen in Graubünden» vorgestellt. Die Bauern benützten für den Hausgebrauch zwar ihre Säge, den Hobel oder das Beil, für besondere Aufgaben in Haus und Hof stellten sie aber einen Handwerker ein, der seine Arbeit für geringen Lohn, aber reiche Kost auf der Stör verrichtete. Im Gegensatz zu den bäuerlichen Hilfsmitteln sind die spezifischen Handwerksutensilien wenig ornamentiert. Sie werden im Rätischen Museum seit etwa 15 Jahren systematisch gesammelt, um damit Berufe zu dokumentieren, die heute nicht mehr existieren, ohne die das Leben im Dorf und auf den Höfen früher aber nicht ausgekommen wäre.

Das Bestreben des Bildbandes, dem Leser einen Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte vorzulegen, ist gerade dadurch gewährleistet, daß bäuerliche Sachgüter wie Dokumente adeligen Lebens mit gleicher Sorgfalt erklärt, beschrieben und abgebildet werden.

Anna Rapp

LUCAS WÜTHRICH: *Wandgemälde. Von Müstair bis Hodler*. Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. (Verlag Birkhthaus, Zürich 1980.) 228 S., 299 Abb., zum Teil in Farbe.

Die Reihe der unentbehrlich gewordenen Kataloge des Landesmuseums (Zinn, Glasgemälde, Textilien, Weltliches Silber, Keltische Münzen) ist um einen gewichtigen Band erweitert worden, der die kompetente und klare Beschreibung und Würdigung der Wandgemälde zum Gegenstand hat. Wie HUGO SCHNEIDER im Vorwort sagt, verfügt das Museum «über einen bemerkenswerten Bestand an Wandgemälden, der sich über einen Zeitraum von rund tausend Jahren erstreckt», ein Besitz allerdings, der erst jetzt mit der eindrucksvollen Publikation von LUCAS WÜTHRICH nicht nur der Wissenschaft, sondern auch einer breiten Öffentlichkeit als erschlossen gelten darf.

Der Zürcher Bestand an Wanddekorationen – eine rund 140 Einheiten umfassende Sammlung, zum Teil noch kaum beachtet – geht vorwiegend auf bauliche Rettungsmaßnahmen zurück, für deren Verantwortliche die

gefährdeten Objekte nur Überlebenschancen im Rahmen musealer Bewahrung haben konnten.

Den Auftakt bilden die 1908 aus Sicherheitsgründen über den Gewölben der Klosterkirche von Müstair abgenommenen karolingischen Fresken. Die wissenschaftliche Erfassung dieser Fragmente im vorliegenden Werk erinnert mit Nachdruck daran, daß die *in situ* erhaltenen Fresken in Müstair noch immer einer der einmaligen Bedeutung dieses Zyklus angemessenen Publikation harren. Dieses unbegreifliche Säumnis der Schweizer Kunstgeschichte, die dem großen Gegenstand offensichtlich hilflos gegenübersteht, wird hier nun wenigstens teilweise gemildert: WÜTHRICH zeigt jedenfalls mögliche Wege auf, wie das Material bewältigt werden könnte. Die Einleitung (S. 17–20) bietet eine zuverlässige und umsichtige Darstellung des augenblicklichen Forschungsstandes.

Es folgen als Schwerpunkte die Malereien aus verschiedenen Zürcher Häusern – das Museum ist ja auch kanton-zürcherische Sammlung –, die Fresken aus der 1898 abgebrochenen Pfarrkirche St. Michael in Zug (1465–1485) und die Dekorationen aus Konstanz (Haus «Zum hinteren Pflug»), um 1470, mit dem hübschen Liebesgarten und der für die Zeit beachtenswerten Wiedergabe der Landschaft. Neben den technischen Angaben finden sich knappe kunstgeschichtliche Einordnungen, die dem Leser die jeweiligen Objekte in die Zusammenhänge zu stellen erlauben. Besonders erfreulich ist es, daß auch die kleinen und wenig spektakulären Bruchstücke inventarmäßig erfaßt worden sind. Hier wird man an ein anderes Desideratum auf nationaler Ebene erinnert: an ein Corpus mittelalterlicher Wandmalereireste, die, wenn auch bisweilen vorbildlich restauriert, im Laufe der Zeit hoffnungslos verblissen und sich langsam, aber sicher einer Lesung entziehen.

Lagepläne und Schemata (Zürich: «Zum langen Keller», «Zum Loch», «Zum Königstuhl», «Zum Meyershof»; Konstanz; Klausnerhaus Luzern; Kirchen Müstair, Dättlikon, Brütten, Rapperswil, Zug, ehemalige St.-Jakobs-Kapelle der Augustinerkirche Zürich) bilden hochwillkommene Ergänzungen. Auch hier ist mustergültig vorgegangen worden, wie denn der ganze Katalog vorbildhaften Charakter beanspruchen darf.

Den Ausklang bilden die Hodler-Fresken von 1900, die einzigen Wandgemälde des Museums in «Primärfunktion», sowie die Mosaiken von Hans Sandreuter aus der gleichen Zeit.

Florens Deuchler

JÜRIG TAUBER: *Herd und Ofen im Mittelalter*, Untersuchungen zur Kulturgeschichte am archäologischen Material vornehmlich der Nordwestschweiz (9.–14. Jahrhundert) [= Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Herausgegeben vom Schweizerischen Burgenverein]. (Walter Verlag, Olten/Freiburg i. B. 1980.) 412 S., 278 Abb.

Im Zentrum der Dissertation, die JÜRIG TAUBER unter dem Titel *Herd und Ofen im Mittelalter* vorlegt, steht die Frage nach den Anfängen des Stubenofens und seiner Entwicklung zum mit reliefierten Bildkacheln geschmückten Heizkörper im Hinterland von Basel und angrenzenden Gebieten. Diese Frage ist vorerst eine rein archäologische. Es sind uns keine Öfen aus der Zeit erhalten, die hier behandelt wird. Doch gehören Spuren, Reste von solchen zum geläufigsten Fundgut mittelalterlicher Burgen- und Siedlungsforschung. Die Geschichte von Herd und Ofen im Mittelalter aus Ausgrabungsbefunden und Fundmaterialien zu rekonstruieren, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit, die nach dem Urteil einer am 3. März 1981 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienenen Besprechung von P. W.D. «in allen ihren Teilen als ein Muster von Methodenbewußtsein, von zurückhaltender Vorsicht und scharfsinniger Auswertung verschiedenster Informationen gelten darf». Liegt hier eine wirkliche Orientierungshilfe vor, zu der die Forschung in Zukunft dankbar greifen wird?

Am Anfang seiner Arbeit breitet der Verfasser das umfangreiche Fundgut aus seinem Untersuchungsgebiet in einem fast 300 Seiten starken Katalog vor dem Leser aus. Die Fundplätze der berücksichtigten Materialien verteilen sich folgendermaßen: Kanton Aargau 12, Baselland 22, Baselstadt 13, Bern 3, Graubünden 2, Jura 1, Luzern 3, Schwyz 1, Solothurn 9, Zürich 6. Insgesamt ist Keramik aus 72 Grabungen aufgenommen worden, darunter zum Teil umfangreiche Fundkomplexe. Den größten unter diesen

haben die in den Jahren 1973–1977 durchgeführten Ausgrabungen auf der Frohburg erbracht. TAUBER hat ihn zum Ausgangspunkt und Prüfstein seiner Arbeit gemacht. Aus dem Studium des Frohburg-Materials hat er Schlüsse gezogen, die sich sensationell anhören. So lesen wir S. 292: «Zum erstenmal konnte ein Kachelofen aus dem 11. Jahrhundert nachgewiesen werden. Daß es sich dabei aber nicht um eine einmalige Sonderleistung eines phantasievollen Handwerkers gehandelt haben kann, sondern offenbar einem in jener Zeit üblichen Ofentypus entspricht, läßt sich allein schon auf der Frohburg nachweisen.» Läßt sich dies wirklich?

Diese Frage beunruhigt seit Bekanntwerden der Ergebnisse der zweiten Frohburg-Kampagne die im Sektor der Mittelalterarchäologie tätigen Fachleute unserer Region. Nachdem TAUBER sein Material, seine Argumente nun auf den Tisch gelegt hat, ist die Möglichkeit gegeben, sich mit ihnen näher auseinanderzusetzen. Dabei steht das Problem der Datierung und Chronologie der erörterten Funde im Vordergrund. Andere Fragen, auf die TAUBER im Anhang zu diesem sieben Achtel des Buches füllenden Kernproblem noch zu sprechen kommt, seine Feuerstellen-Typologie, seine Ausführungen über die Möglichkeiten der Rekonstruktion und die Bedeutung von Herd und Ofen im Mittelalter, sollen hier nicht weiter besprochen werden.

Wenden wir uns dem Punkt zu, auf dem TAUBERS frühe Datierung der ersten Ofenkacheln von der Frohburg gründet. Dieser Punkt, es ist ein einziger nur (!), ist ein als Ofen- und Herdfundament gedeuteter Grundriß an der Nordmauer des Südtraktes der Burg (S. 260–262, Abb. 198–200). Von ihm meint TAUBER, daß er bei Errichtung der Mauer durchschnitten wurde, also einem älteren Holzbau zuzuordnen sei, der sich an der Stelle nachweisen ließ. Vom Grundriß her betrachtet überzeugt diese Zuordnung freilich nicht. In der Rekonstruktion von TAUBER werden Ofen und Herd im Verhältnis zur Hütte riesenhaft und ihre Position im Raum erscheint unverständlich. Hingegen erklärt sich die Anlage von selbst, wenn man sie als zum Steinbau gehörend betrachtet. Die Zweifel, die sich hier einstellen, werden größer, wenn man sich vergegenwärtigt, welch diffizile Sache die Deutung von archäologischen Schichtabfolgen im Verhältnis zu den ermittelten Spuren eines einstigen architektonischen Bestandes ist. Daß dieses Verhältnis auch beim vorliegenden Objekt ein durch eine Abfolge von Konstruktionen und Zerstörungen kompliziertes gewesen sein muß, wird dem Leser von TAUBERS Ausführungen mehr als alles andere klar. Wie die Schichtabfolgen in der fraglichen Zone wirklich ausgesehen haben, bleibt undurchsichtig. Ja selbst wer sich über die genaue Position der in dieser Zone gelegenen Feuerstellen orientieren möchte, wird durch nicht maßstabgleiche Reproduktion der Planzeichnungen verunsichert. Eine entsprechende Kontrolle führt dann zum Ergebnis, daß TAUBER genau über unserem Ofenfundament einen Herdplatz annimmt, den er mit einem eigenen Wohnniveau, einer eigenen Bauphase (Holzbauphase III) verbindet. Dies wiederum hat ihm erlaubt, den darunterliegenden Ofen mit der ältesten hier nachweisbaren Holzbauphase II zusammenzubringen. Viel wahrscheinlicher aber scheint mir, daß der angenommene Herdplatz nichts anderes war als schon die Spur des Ofens, dessen Grundmauern nach Maßgabe der Höhenkoten nur 5 cm tiefer (!) dann zum Vorschein kamen. TAUBER hat seinen Befund mit den Worten kommentiert (S. 261): «Auch hier darf jedoch mit erheblichen Störungen gerechnet werden, da die Schichten der dritten Holzbauphase alle im Fundamentbereich der mächtigen Nordmauer des Südtraktes lagen.» Drängt sich bei dem vieldeutigen «Darf» nicht der Gedanke auf, daß die ganze Ofen-Herd-Anlage erst mit oder gar nach der Mauer entstanden und als Störung der früheren Wohnhorizonte zu verstehen ist?

Natürlich führt TAUBER zur Deutung und frühen Datierung der Kacheln, die er als von besagtem Ofen herkommend ansieht, deren angebliche Fundlage und Vergesellschaftung mit Topfscherben gleich früher Zeitstellung ins Feld. Diese Aussage zu prüfen, genügt die vorgelegte Dokumentation zur Fundstelle leider nicht. Doch ist es möglich, auf Grund der Vergleichsmaterialien, die TAUBER von anderen Grabungsplätzen denn der Frohburg in seinem Katalog verzeichnet hat, dazu klar Stellung zu nehmen.

Bei solchem Vergleichen zeigt es sich, daß es archäologisch untersuchte Burgstellen gibt mit Wohnhorizonten, die durchaus in die Zeit hinaufreichen, in die TAUBER die ersten Kacheln auf der Frohburg datiert, und in denen keine Spur von Ofenkacheln zutage kam. Beispiele sind hier Rickenbach (SO), Böbikon und Kienberg. Weiter gibt es Grabungen, die Ofenkacheln vom ältesten Typ TAUBERS erbracht haben, deren älteste Geschirreramik jedoch niemals so alt sein kann, wie er jenen datiert. Das trifft für Tegerfelden, für Biberist Altisberg, vor allem aber für die Burg Glanzenberg zu. Dann gibt es bedeutende Fundplätze, deren Besiedlung nach den dort geborgenen Topfscherben zu urteilen durchaus genug weit zurückreicht, daß man sich wundert, weshalb nicht die frühesten, sondern nur jüngere Ofenkacheltypen TAUBERS im Fundgut anzutreffen sind. Hier lassen sich die Ruinen Alt-Tierstein und Vorderer Wartenberg sowie das Gelände unter der Basler Barfüßerkirche nennen. Endlich ist auch auf Beispiele wie Wenslingen-Ödenburg hinzuweisen mit im 12./13. Jahrhundert nach Aussage der Topfscherben durchgehend, im Hinblick auf die Ofenkeramik (wenn man TAUBERS Typologie folgt) jedoch auffallend lückenhaft belegter Besiedlung.

Die Widersprüche, die hier allenthalben aufscheinen, hat TAUBER durch allerlei Kunststücke zu überspringen versucht. Ein solches Kunststück ist der Salto mortale, mit dem er den durch seinen Inhalt gegen 1180 datierten Münztopf von Alt-Bechburg der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuweisen will (S. 229); ein anderes, wie er mit den Frühformen der Ofenkachel jongliert, um die Anfänge von deren Entwicklung im 11. Jahrhundert glaubhaft machen zu können. Zur Stützung seiner Frohburger Thesen ist er schnell bereit, in Fällen, wo ein Terminus ante quem gegeben ist (wie beim Areal Basel Barfüßerkirche), Ofenkacheln fünfzig, ja hundert Jahre vor den gegebenen Schlußtermin zu datieren. Um Stimmigkeit zu erreichen, kommt er dazu, die Becherkacheln von Freudenua der Mitte des 12. Jahrhunderts zuzuweisen, ohne von Geschriebenem, wie dem über Freudenua in den Brugger Neujahrsblättern 1975 erschienenen Bericht, Notiz zu nehmen, der eine gut hundert Jahre jüngere Datierung nahegelegt hätte. Nicht anders hat er die Becherkacheln von Maschwanden um viele Jahrzehnte «gealtert». Es zeigt sich bei alledem, daß TAUBER mit der technischen Entwicklung der Formgebung, die bei der Entwicklung der Ofenkachel eine ganz entscheidende Rolle gespielt hat, wenig vertraut geblieben ist. Die Daten, die er im Ergebnis vorlegt, können nicht anders denn als archäologische Phantasterei bezeichnet werden.

TAUBER hat den Fehler gemacht, einen offensichtlich falsch interpretierten Grabungsbefund auf Frohburg zum einzigen Maßstab seines typologischen und chronologischen Ordnungssystems zu machen. Viele Widersprüche, in die er sich verstrickt, lösen sich von selbst, wenn man das Auftreten der ersten Ofenkacheln im gesichteten Material um etwa ein Jahrhundert später ansetzt. Durch eine solche Verschiebung wird dem wissenschaftlichen Gerüst von TAUBERS Dissertation freilich weitgehend der Boden entzogen. Das Phantasiegebilde, das bleibt, kann dem Ratsuchenden, der sich auf dem unsicheren Feld der Frühzeit mittelalterlicher Ofenkeramik orientieren möchte, als Leitfaden nicht empfohlen werden. *Rudolf Schnyder*